



## Wir kommentieren

### ein britisches Forum europäischer Probleme:

Die Wilton Park Konferenzen, eine Initiative Churchills – Die großen Linien der Weltpolitik – Die gesteigerte Aktivität der Großmächte – Chinesische Unterwanderung über den Umschlagplatz Schweiz? – USA und Europa – Strategie und Politik – Europäisierung Europas? – Die inneren Krisen der USA – Ausgenützte Jugend.

## Glaubensbegründung

**Worauf stützt sich der Glaube?:** Wenn die Säulen wanken – Die entscheidende Frage: Wie kann die göttliche Autorität von den menschlichen unterschieden werden? – Untaugliche Wege – Die dauernde Versuchung, menschliche Autoritäten göttlich zu verklären – Gott hält mit seiner Macht zurück – Er begründet Freiheit – Die Offenbarung der Autorität Gottes in Jesus von Nazareth – Seine

Freiheit gegenüber jeder menschlichen Autorität – «Dein Glaube hat dich gerettet» – Autorität Gottes als entzweiende und versöhnende Macht – Trotz Distanzierung von jeder menschlichen Autorität, radikale Verbundenheit unter den Menschen.

## Pädagogik

**Psychologie und Schulpädagogik:** Die Psychologie weist dem Pädagogen Möglichkeiten und Grenzen – Intuition und Experiment – Der Bereich des Lernens – Ein weites Feld von Neuerwerbungen – Instinkte und Reifungsvorgänge – Unterschied von Mensch und Tier – Die Spracherwerbung – Das Rechnen im ersten Schuljahr – Wann geht es schief? – Anreiz zur Reifung.

## Lehramt

«Glaube und Sitten»: Eine mißverstandene Formel des Konzils von Trient – Auf die Lehr-

autorität über das natürliche Sittengesetz umgedeutet – Römische Dissertation eines Amerikaners – Das Problem in Trient war Schrift und Tradition – Welche Traditionen sind festzuhalten? – Die Unterscheidung zwischen Glauben und Praktiken – Kein Hinweis auf moralische Prinzipien – Der Ursinn bleibt maßgebend – Mores = Sitten und Gebräuche oder die Praxis der Kirche – Mit natürlichem Sittengesetz hat die Formel nach wie vor nichts zu tun.

## Zölibat

**Das Kriterium der Menschlichkeit:** Der Papst schmerzlich erstaunt über die Statistik – Hinter den Zahlen stehen Menschen – Ist der Pflichtzölibat menschlich? – Die natürliche Grundveranlagung auf ein Du – Ohne Charisma wird das Menschentum verkürzt – Das Problem des Nicht-Charismatikers – Die Sprache der Erfahrung – Werden die Sachargumente Gehör finden? – Die Bischofssynode muß zur Stunde der Wahrheit werden.

## 25 Jahre Wilton Park Konferenzen

**Wilton Park:** Die Institution, die in diesem Jahr ihr 25. Konferenzjahr feiern kann – 1943 von Winston Churchill ins Leben gerufen –, ist ein freies Forum für die Diskussion europäischer Probleme, durchgeführt in einem der sicherlich schönsten Flecken Großbritanniens: in *Wilton-House*, einem kleinen Schloß aus dem 11. Jahrhundert in der Grafschaft Sussex. – Alle Länder, alle Berufe und alle Meinungen werden hier vertreten. So hat auch die Schweiz die große Ehre, regelmäßig an den Konferenzen, die das ganze Jahr über stattfinden, vertreten zu sein. Die Wahl eines Vertreters oder einer Vertreterin unseres Landes liegt in den Händen des Schweizerischen Vortragsdienstes. Der Rahmen der einzelnen Konferenzen erweitert sich ständig, die Themen erfassen alle großen Linien der Weltpolitik: Ost-West und Nord-Süd. Wilton Park hat im allgemeinen versucht, diese beiden Polarisierungen in der richtigen Perspektive zu halten, aber in der letzten Zeit verschob sich die Betonung zugunsten der mehr unmittelbar kritischen Ost-West-Beziehungen. Die Besorgnis über die letzteren spielte in vielen Konferenzen eine große Rolle, aber auch diejenige die Vereinigten Staaten und Europa betreffend.

Wilton Park trägt auf eine ganz besondere Weise zur Bildung der öffentlichen Meinung auf internationaler Ebene bei, denn die Referenten wie auch die Teilnehmer an den sehr lebhaften und humorvollen Diskussionen sprechen ausschließlich «in eigener Person» und nie als Vertreter eines Landes oder einer Partei. Dieser Umstand bewirkt einen wirklich freien Gedankenaustausch, besonders deshalb, weil die Leiter (Mitglieder des Foreign Office) nie die Interessen ihres «Office» wahren, sondern mit ungewöhnlicher

Intelligenz, Takt und Humor eher ihre Aufgabe in beständiger Hilfe (u. a. als Übersetzer) als in der Leitung sehen, die andern Ortes zu einer Bevormundung ausarten würde. Einen bedeutenden Aspekt der geistigen Weiterentwicklung von Wilton Park stellen die Reisen der Mitarbeiter dar, die in gewissem Sinne ein Gegenstück zu den geistigen Entdeckungsreisen der Teilnehmer sind, die zu den Konferenzen kommen. Die positiven Auswirkungen bestehen nicht nur in der Gewißheit, den eigenen Horizont um ein Beträchtliches erweitert zu haben, sondern in der Tatsache, in diesen Tagen die Basis echter Verständigung und dauernder Freundschaft gefunden zu haben.

## USA und Europa: Aspekte der Politik, der Wirtschaft und der Verteidigung

Es handelt sich hier um ein Thema, das seine Bedeutung schon aus der Tatsache gewinnt, daß 25 Jahre seit der Erschaffung der «United Nations» vergangen sind, woraus sich die Frage ergeben mußte: Wie weit sind wir in dieser Zeit gekommen, wo stehen wir, in welche Richtung gehen wir? – Die politische Karte hat sich nicht verändert, wohl aber ist eine gesteigerte Aktivität der Großmächte zu beobachten. Im gleichen Maße, in dem der Wohlstand wächst, vermindert sich auf allen Gebieten die Sicherheit, so sehr, daß man geneigt ist, von «Anarchie» zu sprechen. Das Bild: Wachsende Unruhe, nicht nur unter den Studenten, «hijacking» von Flugzeugen, kidnapping, Konflikte zwischen Eltern und Kindern, zwischen dem Papst und den Priestern. Auf dem Gebiet der Wirtschaft: Konflikte mit den Trade-Unions, sogar Breschnew muß beunruhigt fragen, ob die Sowjetunion weiter auf dem Prinzip der Zentralisierung bestehen kann ... Obwohl die UdSSR nicht im Thema der Konferenz genannt wird, so bleibt sie doch in fast allen Vor-

trägen und Diskussionen gegenwärtig als der wichtigste Faktor der Bedrohung der USA und Europas. Hinzu kommt eine weitere drohende Macht: China, dessen Bedeutung für die Zukunft im Spiel der Mächte noch nicht zu ermessen ist, denn es handelt sich um rund 700 Millionen Chinesen, die, wenn sie einmal organisiert sind, eine ungeheure Macht darstellen werden; China, ein Tiger, der kein Pappkartontiger sein wird. Schon jetzt (und dies scheint mir eine hochinteressante Feststellung zu sein) besteht eine chinesische Infiltration. Besonders in den letzten drei Monaten mußte man feststellen, daß subversive Gruppen von China finanziert werden. Bereits während der Pariser Studentenunruhen fand man erstaunlich hohe Summen Geldes in den Taschen gewisser Agitatoren, heute sind es Millionenbeträge, die wahrscheinlich über die Schweiz weitergeleitet werden. Auf dem Schwarzen Kontinent ist folgendes zu beobachten: Chinesische Ärzte tauchen in Libyen auf, aber die schwachen Punkte scheinen Tansania und Kenya zu sein, wo eine starke Infiltration von chinesischen Ingenieuren und Kulis zu beobachten ist, die alle gleich gekleidet sind. Was die Infiltration des afrikanischen Busches betrifft, so geschieht diese nicht mehr durch Europäer, sondern durch Chinesen, die Negerinnen heiraten. China und Japan dringen in das offene Afrika ein, Südamerika ist nicht zu vergessen: die erste chinesische Botschaft wurde in Santiago de Chile eröffnet. – Auf militärischem Gebiet ist die zunehmende Fabrikation von Raketenrägern zu vermerken, deren Herstellung komplizierter ist als die der Raketen selber. Dank dieser Raketenräger ist Westeuropa (von China aus) am leichtesten zu erreichen.

Wie ist eine Verteidigung bei diesen Gegebenheiten überhaupt denkbar? Zunächst, so scheint es, durch Drohungen seitens der USA. In wirtschaftlicher Hinsicht könnte die EWG einen wichtigen Faktor darstellen, wenn eine Einigung mit den USA zustande käme. Für den Augenblick bleibt nur eines: andauernde Verhandlungen, um die endgültige Katastrophe zu verhindern.

Dem Dynamismus der Sowjets steht die Auflösung (la désintégration) des Westens gegenüber. Der Westen denkt in Begriffen des «accord à tout prix», die Sowjets hingegen in Begriffen der Überlegenheit und der Macht. Die Fakten sprechen für sich, und die Frage muß gestellt werden, warum diese Art Information nicht weiter verbreitet ist, so das Ausmaß der atomaren Ausrüstung der Sowjetunion, das Erstellen einer bedeutenden Anzahl (60) von neuen Basen (zusätzlich der schon existierenden 120), dazu kommt die modernste Flotte der Welt, die auf die amerikanischen Küsten schießen kann, u. a. das Vorhandensein von Unterseebooten, die nicht detektiert werden können.

Auf dem Gebiet der Politik ist die Tendenz, die sich abzeichnet, das Resultat folgenschwerer Initiativen in Lateinamerika und dem Mittleren Osten. Die Frage erhebt sich nun: Wird in diesem Kontext Europa überhaupt eine repräsentative Macht sein können, die noch mitreden kann?

In dem Verhältnis Europa–USA sind Strategie und Politik untrennbar. Von größter Wichtigkeit für die europäische Sicherheit ist der – so scheint es – unausweichliche Rückzug der Amerikaner aus Europa, der von der UdSSR sehr begrüßt und (moralisch) unterstützt wird. Diese Tendenz des «désengagement» der Amerikaner in Europa ist durch den Krieg in Vietnam erklärlich, der eine Traumatisierung auf amerikanischer Seite bewirkt hat. Die «Europäisierung» Europas aber, noch bevor es imstande wäre, sich selbst zu verteidigen, käme einer Katastrophe gleich. Dem Rückzug der amerikanischen Divisionen kommt auch größte Bedeutung in psychologischer und politischer Hinsicht zu.

Aus dem bisher Gesagten ist die Bedeutung der europäischen Einheit klar ersichtlich. Einheit und Geist der Zusammengehörigkeit sind die Bedingung, um ein geeintes Europa entstehen zu lassen. Um dies zu erreichen, wäre eine Neubildung der Strukturen notwendig mit der Erkenntnis der vollen Bedeutung

des Atlantik-Paktes. Was die Nato betrifft, so scheint sie überholt zu sein. Allgemein gesehen könnte man von einer europäischen Sorglosigkeit sprechen, wobei die Frage gestellt werden muß, wie Europa zu überzeugen sei, einen Kraftaufwand zu machen, und in welcher Form dies geschehen könne. Drei Punkte sind hierbei hervorzuheben:

1. Die atomare Abschreckung (dissuasion atomique),
2. die Regularisierung der Beziehungen zu China durch die Entsendung von Botschaftern und
3. die Verstärkung der Verteidigungsmittel im Rahmen des Atlantik-Paktes mit der Unterstützung der USA. Nur sehen die Vereinigten Staaten nicht das eigentliche Problem, wenn sie von Europa verlangen, die zurückgezogenen Divisionen zu ersetzen: denn «Europa» existiert noch nicht.

Die Vereinigten Staaten und Europa können aber nicht zur Diskussion stehen, ohne die inneren Probleme und Krisen der USA zur Sprache zu bringen. Folgende wesentliche Punkte sind zu beachten: 1. Die Erschütterung des wirtschaftlichen Systems. Ansteigende Inflation mit einer Produktion, die keinem wirklichen Bedarf entspricht. 2. Die Deterioration der großen Städte der USA. 3. Die Unfähigkeit, mit Wohn- und Erziehungsfragen zu Rande zu kommen. 4. Die Qualität des amerikanischen Lebens. 5. Gewalt und Anwachsen der Verbrechen. 6. Verschmutzung von Wasser und Luft. 7. Die Minoritäten im Lande (Porto-Ricaner, Spanier usw.). 8. Zusammenbruch der Kommunikation mit der Jugend und den Negern. 9. Unzulänglichkeit der militärischen Ziele und der Außenpolitik auf weiter Ebene. 10. Die Infragestellung des Pentagons. 11. Die Vertrauenskrise. 12. Die Infragestellung des amerikanischen Parteiensystems.

Im positiven Sinne: 1. Die allgemeine Besorgnis um die Demokratie in einer Epoche der Vorherrschaft der Masse. 2. Wähler mit höherer Allgemeinbildung. 3. Erhöhte Anzahl der an einem College Studierenden. 4. Erhöhte Anzahl von Büchern, die gelesen werden. 5. Fernsehen: zwar viel Schlechtes, aber positiv: das Niveau und die Verbreitung von Nachrichten. 6. Steigende Bedeutung der Vororte. 7. Freie und wirksame Massenmedien, die oft sehr kritisch amerikanischen Ansichten und politischen Entscheidungen gegenüberstehen. – Aus amerikanischer Sicht scheint es «ungesund» für Europa, sich zu sehr auf die USA zu stützen: Europa wird auf sich selbst gestellt Entscheidungen treffen müssen.

Im Zusammenhang mit der Union Europas stellten sich folgende Fragen: Genügt eine intergouvernementale Zusammenarbeit? Müßte es nicht eine europäische Regierung geben? In diesem Zusammenhang muß das Thema der nationalen Souveränität angeschnitten werden. Wenn man Souveränität als die Summe aller Herrschaftsbefugnisse ansieht, so ist zu erwägen, ob diese Souveränität nicht an eine übergeordnete Institution abgetreten werden soll. Eine Möglichkeit scheint die EWG zu sein, in der schon jetzt eine partielle Preisgabe der Souveränität zu beobachten ist: Im Wirtschafts-, Rechts- und Verkehrswesen. Auf diesen Gebieten kann man von einer solchen Preisgabe sprechen, wenn sie auch sehr unterschiedlich ist. Die weitere Entwicklung wird davon abhängen, ob ein Abstreifen des historischen Ballastes möglich ist oder nicht. – Die europäische Integration ist aber auf keinen Fall durch staatliche Vereinbarungen ersetzbar, da jeder Staat weiter um seine Vorteile kämpfen würde. Wenn weitgesteckte Ziele erreicht werden sollen (wie zum Beispiel Steuer und Wettbewerbsbestimmungen), so ist die wirtschaftliche Integration eine Notwendigkeit, woraus sich wiederum eine neue Konzeption des internationalen Rechtes ergeben würde.

Persönliche Teilnahme und Eindrücke

Als Pädagogin und «professeur» habe ich mich besonders (in der lecture hall sowie in den Gruppen) aktiv beteiligt, wenn das Thema die Jugend und die Schweiz betraf. So diskutierte

ich das Verhalten der amerikanischen Studenten in Europa aus einer langjährigen Erfahrung heraus, besonders in der Schweiz und in der Bundesrepublik. Eine besondere Überraschung und von großem Interesse war der Besuch einiger Studenten der Universität Sussex (darunter zwei Studentinnen), mit denen anglo-amerikanische Beziehungen diskutiert wurden. Die englischen Studenten erklärten sich in mancher Beziehung «horrorisiert» durch das Auftreten der Amerikaner, ferner die Frage der privaten Moral und der öffentlichen Immoral, ein Dilemma, das die Jugend dazu bringe, nicht mehr «einbezogen» (involved) zu sein. Sie wiesen (als ein Beispiel) darauf hin, daß die Amerikaner vorgeben, Verteidiger der freien Welt zu sein – aber in Vietnam kämpfen. Eine bedeutsame Feststellung wurde in dem Hinweis auf die Ausnutzung der Jugend seit Hitler, Mussolini und Mao Tse-tung gemacht. Die Studenten erklärten einstimmig, wie wichtig es sei, nationale Schranken zu durchbrechen und die ändern zu verstehen. Nach dem «wie» befragt, wiesen sie auf die Wilton Park Konferenz hin und die lebenswichtige Frage, miteinander ins Gespräch zu kommen. Ich teile diese Meinung voll und ganz und möchte nur hinzufügen, welche Bedeutung auch der Information zukommt, wie sie Wilton Park auf ganz besondere Art zu vermitteln weiß. Ich empfinde tiefen Dank und die größte Bewunderung für Wilton Park und alle, die sich für Wilton Park unermüdlich einsetzen. Nirgends habe ich noch eine so angenehme Atmosphäre, in der alle Diskussionen geführt werden, gefunden und die sich wohl am besten mit «relaxed» bezeichnen läßt. Es ist der Organisation, aber vor allem den Menschen, die dahinter stehen, zuzuschreiben, daß man seine Gedanken und Meinungen so frei und so humorvoll aussprechen kann.

Zum Schluß möchte ich einen Zwischenfall, der auch in der letzten Ansprache des Vertreters der an der Konferenz Anwesenden erwähnt wurde, berichten. In einer der letzten Diskussionen der französischen Gruppe sprach ich von Henry Bergsons Verlangen nach einem «surplus d'âme» für unsere Zeit und die kommende Generation. Unser Chairman verstand «surplus d'hommes», ein Schwede verstand «surplus de dames» und ein dritter sogar «surplus d'armes». Die Sitzung wurde hier durch die Glocke und schallendes Gelächter beendet. Abschließend noch ein Hinweis auf das Programm 1971: Zwei neue Themen zur Entwicklung der Ost-West-Beziehungen, erstens in spezifischem europäischem Zusammenhang und zweitens in einem weiteren Rahmen des Weltgeschehens. Die 132. Konferenz (Mai 1971) wird sich eingehender mit dem Thema «Ein europäisches Sicherheitssystem: Idee und Wirklichkeit» befassen, während die 136. Konferenz (November 1971) der Frage «Europa und die sich entwickelnden Beziehungen zwischen den Supermächten» besondere Beachtung schenken wird. – Das nächste Treffen des «Vereins zur Förderung von Wilton Park» wird im Herbst 1971 in der Schweiz dank der Einladung des hiesigen Zweiges des Vereins stattfinden. Ein Ereignis, dem alle Freunde Wilton Parks mit großer Erwartung entgegensehen, ist das 25. Jahr-Jubiläum der Gründung von Wilton Park, das im Juni 1971 im Rahmen der 133. Konferenz unter dem Thema: «25 Jahre des Wandels in Großbritannien und in der internationalen Politik» begangen werden soll. 1971 verspricht für Wilton Park und somit für Information und Verständigung auf internationaler Ebene ein bedeutungsvolles Jahr zu werden.

*Dr. Vera Deblü, Küssnacht*

## WORAUF STÜTZT SICH DER GLAUBE?

Man spricht von Glaubenskrise. Angst- und Warnrufe erheben sich. Was der eine sagt, wird dem andern zu einem fast unüberwindlichen Ärgernis. Anklagen ertönen, die Liebe zur Kirche werde verletzt und sogar der Glaube werde zerstört. Wo die Säulen nicht mehr stehen, dort wanke das ganze Gebäude.

Seit Ende des letzten Konzils hat sich diese Stimmung ziemlich rasch ausgebreitet. Weil ein hütender und schützender Rahmen zerbrach, darum trat eine große Verwirrung ein. Eine Auseinandersetzung begann, die – nach der Härte der Anklagen zu urteilen – bis an die Wurzeln der menschlichen Existenz hinunterreicht.

Dieses Ereignis ist allerdings nur für ein oberflächliches Auge überraschend und neu. Der gesellschaftliche Rahmen der kirchlichen Tradition ist ja bereits seit Jahrhunderten in einen Prozeß der Auflösung geraten. Seit sich die abendländische Kultur von der Kirche entfernt hat, wurden Christen durch die Lebensumstände immer wieder in menschliche Beziehungsnetze geführt, in denen die Glaubenslehre keine direkte Rolle mehr spielte oder gar abgelehnt wurde. In all diesen Fällen zerbrach die spontane Stütze des überlieferten Glaubens. Sehr oft schien dabei der Glaube selbst zu zerbrechen. Dieser Vorgang wiederholte sich so häufig, daß im Schoße der christlichen Welt eine ganze Zivilisation entstehen konnte, in der Gott kaum mehr eine Rolle zu spielen scheint.

### Die Autorität Gottes im Streit menschlicher Meinungen

Eine bedrängende Frage stellt sich. Ist der Glaube in sich selbst so schwach, daß äußere Schwierigkeiten ihn gleich erschüttern können? Ist er dauernd auf Krücken angewiesen? Zwar wird gesagt, der christliche Glaube stütze sich nicht auf eine menschliche, sondern auf die göttliche Autorität. Wieso genügt dann oft ein «Luftwechsel», um ihn zu erschüttern? Warum scheint er bedroht zu sein, sobald menschliche Autori-

täten sich ändern, sich streiten oder widersprechen? Der Verdacht drängt sich auf, ein Glaube, der so rasch Risse bekommt, sei kein echter Glaube. Er sei nicht mehr als ein Menschen Glaube. Dieser Verdacht wird bestärkt durch all jene krampfhaften Reaktionen, die sich immer wieder spontan zeigen, sobald gewisse altvertraute Glaubensformulierungen kritisiert werden. Doch dies feststellen heißt nichts anderes als fragen, wie denn die göttliche von den menschlichen Autoritäten unterschieden werden kann.

Als einfache Antwort wird gern gesagt, hinter dem Wort der Schrift und dem Wort der Kirche stehe die Autorität Gottes. Was wird dadurch aber aufgezeigt? Ist es die Autorität Gottes selbst oder die Autorität derer, die sagen, wo jene zu finden ist? Wie erwähnt, wird sehr oft die Erfahrung gemacht, daß der Glaube zu wanken beginnt, sobald menschliche Autoritäten nicht mehr unablässig wiederholen, was göttliche Autorität ist. Ein echter, in Gott verwurzelter Glaube kann aber kaum so schwach sein. Er ließe sich sonst von menschlichen Meinungen gar nicht unterscheiden. Ein Glaube, der gleich bedroht ist, zeugt von der Schwäche der Autorität, die ihn stützt. Wenn ein gewisser «christlicher» Glaube so leicht in Krise gerät, dann ist dies ein Zeichen, daß er nur ein rein menschlicher Glaube ist, der sich einzig auf die schwache und wandelbare menschliche Autorität gründet. Die Aussage, hinter dem Wort der Schrift und der Kirche stehe die Autorität Gottes, kann folglich nicht klar machen, ob damit nur die Autorität derer gemeint ist, die das mit mehr oder weniger Überzeugung sagen, oder ob dadurch auf die Autorität Gottes selbst hingewiesen wird.

Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, werden oft die Zeichen hervorgehoben, die dem einzelnen Gläubigen die Autorität Gottes direkt sichtbar machen sollen. Durch Wunder und Prophezeiungen, durch die Schönheit der Lehre und durch die Einheit, Heiligkeit und Stabilität der Kirche

offenbare sich doch die göttliche Kraft, die hinter all diesen Erscheinungen stehe. Diese Zeichen sind aber für die meisten Menschen nicht eindeutig. Seltsame und wunderbare Dinge werden auch aus anderen Bereichen gemeldet. Nichtchristliche Religionen berufen sich auf ähnliche Zeichen. Zudem sind weder Wunder und Prophezeiungen noch die Schönheit der Lehre und die Heiligkeit der Kirche den meisten Menschen direkt zugänglich. Sie sind durch menschliche Autoritäten, die ihrerseits von anderen Autoritäten in Frage gestellt werden, vermittelt. Die Zeichen, die von der Autorität Gottes künden sollen, stehen selbst im Widerstreit menschlicher Meinungen. Ihre Überzeugungskraft hängt damit weitgehend von der Autorität derer ab, die auf diese Zeichen hinweisen und sie verteidigen. Wiederum schiebt sich also eine menschliche Autorität dazwischen und macht unklar, ob die erwähnten Zeichen wirklich von der Autorität Gottes künden oder ob sie nur von Menschen als «Trümpfe» benützt werden, um den eigenen Spielkarten mehr StICKkraft zu geben.

Von einer andern Seite ergibt sich noch eine weitere Schwierigkeit. Autoritäten spielen im Leben des Menschen eine äußerst entscheidende Rolle. Bereits das bewußte und unbewußte Leben des Kleinkindes, seine affektive Welt und sein entsprechendes Verhalten werden ganz geprägt durch die übermächtige Gestalt der Eltern. Das Kind hängt mit seiner ganzen Seele an ihnen. Ihr Tun und Lassen wird vom Kind aufgenommen und in ihm zu einer eigenen inneren Autorität aufgebaut. Diese Instanz fängt ihrerseits an, das Verhalten des Kindes zu bestimmen. Ihre autoritative Kraft ist besonders wirkungsvoll, da sie nicht mehr direkt als äußere Größe, sondern als eigene verinnerlichte Norm empfunden wird.

Nach den Eltern begegnen dem Kind bald auch andere Autoritäten: imponierende Kameraden, Nachbarn, Lehrpersonen usw. Mit dem Heranwachsen werden zwar gewisse Autoritäten abgelehnt. An ihrer Stelle treten aber nur wieder neue auf. In der Berufswelt, im Staat, im wirtschaftlichen und kulturellen, im gesellschaftlichen und sportlichen Bereich, überall wo sich der Mensch bewegt, steht er vor Autoritäten. Bald sind es konkret umschreibbare Menschen, denen einer unterstellt ist; öfters aber und mit besonderem Gewicht wirken die verschiedenen öffentlichen Meinungen als autoritative Instanzen. Der Mensch kann keinen Gedanken denken, kein Gefühl empfinden und keine Tat begehen, ohne daß er klar oder verschwommen einen Blick auf sich gerichtet fühlt. Dieser Blick beurteilt ihn. Zwar kann er dieses Urteil annehmen oder ablehnen. Insofern ist er frei. Er ist aber nie die reine Spontaneität. Er ist nie die Blume, die blüht, unbekümmert darum, ob jemand zuschaut oder nicht. Er steht immer vor einem Gegenüber. Dieses Auge ist bald liebevoll und bald streng, bald bejahend und bald strafend und zürnend. Da sich vor allem in der heutigen Gesellschaft die Autoritäten sehr rasch ändern, ist längst nicht immer klar, wen dieses «allgegenwärtige» Auge genau repräsentiert. Doch selbst ohne dieses präzise Wissen wirkt es ständig machtvoll auf den Menschen ein. Es beschränkt ihn. Zugleich aber gibt es ihm – dank der Normen und Verhaltensweisen, die es darstellt – Stütze und Halt. Es sagt, was zu tun oder zu lassen ist, was Sinn hat und was nicht, was standesgemäß und was «unvernünftig» ist. Die Autoritäten bilden damit das Fundament und den ruhenden Pol in der fließenden Vielfalt jeden menschlichen Lebens und jeder kleinen oder großen Gemeinschaft. Sie stehen über den unmittelbaren Empfindungen, Bedürfnissen und Handlungen. Sie haben etwas Geheimnisvolles an sich. Darum konnten im Laufe der Geschichte auch so viele menschliche Autoritätsträger, sowohl Einzelpersonen wie Institutionen, leicht den Anspruch erheben, eine übergeordnete, geheimnisvoll-göttliche Autorität zu repräsentieren. Wegen der Abhängigkeit des Menschen von den Autoritäten fand dieser Anspruch immer wieder bereitwilligen Glauben.

Zwei Schwierigkeiten verstärken sich also gegenseitig. Einerseits scheinen dem Menschen keine unmittelbar eindeutigen und machtvollen Zeichen zum Erkennen der göttlichen Autorität gegeben zu sein. Andererseits ist gerade der Anspruch, die Autorität Gottes zu repräsentieren, aus sich heraus verdächtig,

weil ihm infolge des menschlichen Abhängigkeitsbedürfnisses oft nur zu leicht geglaubt wird. Wie kann unter solchen Voraussetzungen menschliche und göttliche Autorität sicher unterschieden werden? Bei scheinbar unlösbaren Problemen ist es in erster Linie nötig, die Vorstellungen zu prüfen, die eine Fragestellung beherrschen. Hier bedarf der Ausdruck «Autorität Gottes» einer Klärung.

### **Autorität Gottes und Freiheit**

Unter «Autorität» stellen wir Menschen uns unwillkürlich etwas vor, das sich mit physischer oder moralischer Macht aufdrängt. Von Gott wird gesagt, er ist die Allmacht. Die Verbindung der Worte «Gott» und «Autorität» im Ausdruck «Autorität Gottes» wird darum für unser Empfinden spontan zu einer Vorstellung, die ganz besondere Macht ausdrückt. Das Schrankenlos-überwältigende im Begriff «Allmacht» potenziert das Gebietende des Wortes «Autorität». Von diesem Empfinden her könnte man nur erwarten, die «Autorität Gottes» müsse uns Menschen fast blind überwältigen, ja dieser Vorgang müsse so machtvoll sein, daß er mit keiner physischen oder psychischen Macht auch nur annähernd verglichen werden könne. Würde sich aber Gott tatsächlich so machtvoll zeigen, dann wäre die Frage, wie sich göttliche und menschliche Autorität unterscheiden lassen, von selbst gelöst. Das Problem wäre nicht einmal aufgetaucht.

Was wir jedoch tatsächlich feststellen, muß zum mindesten als äußerste Zurückhaltung Gottes beschrieben werden. Die Welt erweckt den Eindruck, als ob sie ganz gut aus sich selbst und ohne Gott funktionieren könne. Vor allem in den letzten Jahrhunderten wurde in einem ungeheuren Maße die Eigengesetzlichkeit gerade dieser Welt entdeckt. Der Gedanke von der «Autorität Gottes» ist darum bedroht. Sofern unter ihm vorwiegend eine von außen hereinbrechende Manifestation der Macht verstanden wird, scheint er sogar unhaltbar geworden zu sein. Wenn wir dagegen sagen, Gott halte seine Macht eben zurück, dann muß zum mindesten auch ein überzeugender Grund für diese Zurückhaltung genannt werden. Als ein solcher Grund ist aber wohl nur denkbar, daß die Selbständigkeit der Welt und die Freiheit des Menschen einen solchen Wert darstellen und sogar ein Ziel in sich sind und darum von keiner von außen hereinbrechenden Macht bedroht werden dürfen. Dies würde bedeuten, daß der Gedanke von der «Autorität Gottes» nur dann haltbar ist, wenn er nicht in Konkurrenz zur Selbständigkeit der Welt und zur Freiheit des Menschen, sondern als deren Grund und Garant gedacht wird. Zeichen dieser Autorität wären dann nicht in erster Linie Demonstrationen überirdischer Macht, sondern Verwirklichungen dieser Freiheit über alle irdische Bedrohung hinaus. Was sagt das christliche Zeugnis dazu?

### **Die Offenbarung der Autorität Gottes in Jesus von Nazareth**

Der Mann von Galiläa war ein Mann aus dem Volk. Er trug keinen Titel. Er bediente sich keines vorgegebenen Amtes. Er paßte sich in keine Rolle hinein. Er überraschte durch die Freiheit, aus der heraus er lebte und lehrte. Der massive Druck seiner Verwandten und Dorfgenossen griff bei ihm ins Leere. Die Sippschaft vermochte ihn nicht als einen der ihren zurückzuhalten. Er war ebenso frei dem Gesetz gegenüber. Er durchbrach diese Macht, die das Leben der Juden bis in Einzelheiten hinein beherrschte, indem er den Menschen über die Norm stellte. Zwar gehörte er zu den «Frommen»; er gliederte sich aber nicht in ihre Reihen ein, sondern gesellte sich zu denen, die das Gesetz verurteilte, zu den Zöllnern und Sündern. Er beugte sich nicht dem Diktat und der Autorität der Gesetzeslehrer. Ihr Anspruch, durch das Gesetz die Autorität Gottes zu vertreten, hinderte ihn nicht daran, ihnen auf das entschiedenste zu widerstehen. Dadurch erregte er ihren Unwillen. Noch provozierender wirkte seine Freiheit auf die Unfreiisten, die Besessenen. Wo er auftrat, gerieten diese in helle Aufregung. Oft genügte seine bloße Gegenwart, um bei ihnen die größten Krämpfe auszulösen.

Jesus von Nazareth trat mit keinem Lehrbuch auf. Er verpflichtete die Menschen nicht auf einen neuen Buchstaben. Er verkündete nicht einzelne Sätze. Dank seiner Freiheit verwandelte sich für ihn vielmehr die ganze Welt. Alles wurde ihm durchsichtig und zum Gleichnis. Der König und der Spatz auf dem Dach, der Kaufmann und die Lilien im Garten, die Frau beim Mehlkneten und die Mädchen in Erwartung des Bräutigams kündeten ihm das, was er sagen wollte. Er erfand eine neue Sprache. Alles sprach durch ihn vom Reiche Gottes. Selbst der richtende Jahwe des Alten Testaments zeigte ihm ein neues Gesicht. Jesus gab ihm einen Kosenamen. Er redete zu ihm, wie ein Kind zu seinem Vater spricht, der noch keine fremde Autorität, sondern ein ganz selbstverständlicher Teil des eigenen Lebens ist. Dank dieser neuen Haltung zur gesamten Wirklichkeit wirkte er so machtvoll auf seine Zuhörer. Ohne Amt und ohne Titel, ohne Waffen und ohne Geld war er voll der Autorität. Er sprach, wie keiner vor ihm gesprochen hatte.

Obwohl unbekümmert wie keiner vor ihm, war Jesus trotzdem kein harmloser, heiliger Narr. Sein Auftreten wirkte gefährlich. Es bedrohte die bestehenden Autoritäten. Alle Menschen, die Macht ausüben, haben diese ja nicht aus sich selbst. Sie alle sind schwache Menschen wie die Millionen andern «kleinen Leute». Macht, vor allem niederdrückende Macht, hat nur, wer mit der Angst der Massen rechnen kann. Aus einem oft nur dumpf gespürten würgenden Gefühl heraus projizieren die vielen einen Teil ihrer selbst in die wenigen hinein und machen diese dadurch zu Herren. Um der eigenen Unsicherheit zu entgehen, beugen sie sich willenlos vor denen, die ihnen Halt versprechen. Diese suchen ihrerseits durch das Hinnehmen dieser blinden Hingabe ihre eigene Schwäche zu überdecken. Mit Jesus von Nazareth trat den unfreien Herren über angsterfüllte Menschen aber einer entgegen, der vor ihnen nicht zitterte. Weil er nicht zitterte, darum begannen die Herren vor ihm zu zittern. Die drei machtvollen Gruppen unter den Juden im damaligen Palästina, die Pharisäer, die Sadduzäer und die Zeloten, fanden sich in der Ablehnung des gefährlichen Predigers zusammen. Zwar waren sie unter sich sehr zerstritten. Sie alle fühlten sich aber durch ihn in gleicher Weise bedroht und waren darum wenigstens im Kampf gegen ihn für einen Augenblick eins.

Diese geschlossene Gegnerschaft, der sich auch die römische Besatzungsmacht anschloß, stellte die Freiheit Jesu auf die letzte Probe. Sie mobilisierte den größten Gegner der Freiheit, die Angst vor dem Tod. Jesus zeigte sich dieser Bedrohung gegenüber nicht unempfindlich. Trotz seiner Unerschrockenheit war er ja nie ein Übermensch. Er kannte alle menschlichen Empfindungen und sogar die Versuchung. Er spürte den «süßen Sog», sich an die Masse zu verraten und sich von ihr hochtragen zu lassen. In ihm lebten jene zerstörerischen Triebe, die in der Versuchungsgeschichte durch die wilden Tiere symbolisiert werden. Er konnte des Volkes und seiner eigenen Jünger überdrüssig werden, weil sie seine Weise, zu leben, nicht verstehen wollten. Seine Nerven reagierten sehr empfindlich auf die Vorstellung seines eigenen Todes. Sie preßten ihm das Blut aus den Poren. Die äußere Bedrohung vermochte seine innere Sicherheit so stark anzufechten, daß er am liebsten auf seinem Weg umgekehrt wäre. Selbst die Gegenwart von dem, den er so vertraut «Vater» genannt hatte, war ihm nicht fraglos gegeben, sondern schwersten Erschütterungen ausgesetzt. Trotz allem hielt Jesu Freiheit der Todesangst und den Vorboten des Todes stand. Er zeigte dadurch, daß ihn letztlich etwas anderes trug.

Der Mensch kann keine Sicherheit preisgeben, ohne einen tieferen Halt zu finden. Jesus war dem Gesetz und den Gesetzeslehrern, den Amts- und Machtträgern gegenüber frei, weil er den gefunden hatte, von dem er jubelnd sagte: «Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies vor Weisen und Verständigen verborgen und es Unmündigen geoffenbart hast» (Mt 11, 25). Er ging seinen Weg trotz der Bedrohung weiter, weil er sich geführt wußte. Er war derart frei, daß er sogar das Gefühl der innersten Verlassenheit in sich aufkommen lassen konnte. Er mußte sich

nicht hart und unempfindlich machen. Er hatte es nicht nötig, jenen Freien zu «spielen», der sich nach außen kaltschnäuzig über die Gefahr hinwegsetzt, um dadurch einem bohrenden inneren Gefühl zu entfliehen. Es ging ihm nicht darum, stur recht zu behalten, selbst wenn es ihm das Leben kosten sollte. Trotz der Bedrohung blieb er gelassen und steigerte sich in keinen Antiaffekt hinein. Er mobilisierte nicht den Selbstzerstörungstrieb gegen die eigene Todesangst. Selbst an sein eigenes «Glaubensgebäude» mußte er sich nicht krampfhaft halten aus Angst, den Sinn seines Lebens zu verlieren. Sein wahrer Glaube war die wiederholte Erfahrung, daß – mochte außen und innen zusammenbrechen was wollte – er sich nochmals umfassen und getragen wußte. *Er offenbarte, daß die Autorität Gottes jener umfangende Grund und jene befähigende Kraft ist, die es ermöglichen, allen menschlichen Autoritäten, allen inneren Gefühlen und selbst der eigenen Gottesvorstellung gegenüber frei zu sein.*

Diese Offenbarung macht klar, daß die Autorität Gottes jenseits von allen sich wandelnden menschlichen Autoritäten steht und von diesen verschieden ist, da sie erst in der Erschütterung dieser menschlichen Werke voll gefunden wird. Es wird ebenso deutlich, daß sie nicht in Konkurrenz zur menschlichen Freiheit tritt und keine rein äußere Macht ist, da sie ja Jesus gerade zur höchsten Freiheit befähigt hat. Sie braucht auch keine zusätzliche Begründung, weil sie sich – wann immer sie erfahren wird – gerade als schöpferischer Grund der Freiheit zeigt.

### Neue Beziehung unter Menschen

Die Menschen errichten unter sich immer wieder Barrieren. Sie verkaufen sich an je verschiedene Autoritäten und trennen sich dadurch. Weil Autorität gegen Autorität, darum steht Menschengruppe gegen Menschengruppe. Jesu Freiheit aber überwand die Gruppenhaftung, die auf der Abhängigkeit vom gleichen «Götzen» beruht. Er wandte sich gegen jenes Zusammenscharen, das durch ein Feindschema ausgelöst wird. Als im Ölgarten der Feind kam, sagte er zu Petrus: «Stecke dein Schwert in die Scheide.» Er zeigte, daß hinter dem Drang, sich zusammenzurotten, jene Angst steht, deren sich die wenigen bedienen, um über die vielen zu herrschen. Nicht zufällig hatten seine Gegner eine Rotte zu seiner Verhaftung geschickt. Er selbst ließ sich widerstandslos gefangennehmen und ging den Weg in die Einsamkeit. Er machte sich dadurch keineswegs zu einer isolierten, über die Masse erhabenen Existenz. Er wollte vielmehr eine völlig neue Art menschlicher Beziehungen stiften. Welche?

Innerlichkeit und Subjektivität bezeichnen etwas, das die menschliche Vorstellung gewöhnlich in jenen Raum lokalisiert, der durch die Haut des Körpers abgegrenzt wird. Der Körper scheint Träger und zugleich Begrenzer der Subjektivität zu sein. Durch die Herrschaft über die Körper glauben darum die Mächtigen immer wieder, auch über das Innere der Menschen Gewalt zu haben. Doch der Eindruck von einer fest abgegrenzten, in einen Raum eingeschlossenen seelischen Wirklichkeit täuscht. Bereits die Verinnerlichung der elterlichen Autorität im Kleinkind zeigt, daß Menschen nicht bloß in ihrem eigenen Körper, sondern immer auch in anderen existieren. Je unfreier allerdings ein Mensch ist, desto mehr ist er im anderen etwas «Fremdes». Er nimmt die Gestalt eines Blickes an, der unangenehm wirkt, Ablehnung hervorruft oder Unterwerfung fordert und Freiheit und Spontaneität hemmt. Unfreie Menschen werden in anderen zu Instanzen, die nicht einen, sondern entzweien. Vor einem fremden Blick versteckt man sich. Man hat seine Hintergedanken. Unfreiheit erzeugt Unfreiheit.

Das schrankenlose Vertrauen Jesu verwandelte seinen Blick. Er sah voll erbarmender Liebe die Sorgen, Nöte und Ängste der Menschen. Sein Blick war nicht der eines fremden Rich-

ters. Er sah in allen Menschen Brüder. Trotzdem wurde er nicht zum Organisator von Hilfsaktionen noch zum unmittelbaren Weltverbesserer. Sein Auftreten eröffnete vielmehr eine neue Art von menschlicher Wirksamkeit. Wenn gewöhnlich gesagt wird, ein Subjekt handle an einem Objekt, so war Jesus kein solches Subjekt, das Objekte belehrte und behandelte. Seine freie Gegenwart weckte vielmehr in jenen, denen er begegnete, ein ihnen eigenes Tun. Wo er erschien, regten sich die Menschen, bald zustimmend, bald ablehnend, aus eigenem Antrieb. Darum konnte er zu Geheilten sagen: Dein Glaube hat dich gerettet. Er besaß eine machtvolle Autorität. Aber diese Autorität war kein Mahlstrom, der langsam, aber unweigerlich alles in sich verschlang. Er säte vielmehr Samen, die eigene Wurzeln hervortrieben.

Nachdem Jesus durch das Bestehen des Todes in die volle Freiheit eingegangen war, setzte er die in seinem irdischen Leben begonnene Wirkweise in vertiefter Weise fort. Auf vielfältige Art zeigte er, daß er in anderen gegenwärtig und wirksam war. Die Ostererzählungen drücken dies bildhaft aus, indem sie schildern, wie Jesus sich seinen Jüngern im Gärtner am Grab, im Wanderer auf dem Weg nach Emmaus und in der Gestalt am Galiläischen See offenbarte. Die eucharistischen Berichte bezeugen, daß Jesus selbst als Zeichen seiner Gegenwart die Gestalt des Brotes gewählt hat. Da das Brot keinen Selbstzweck hat, sondern nur da ist, um verzehrt zu werden, kündigt dieses Zeichen, daß das Selbstsein dessen, der sich ganz hingegeben hat, darin besteht, in anderen und für andere zu sein. Auch viele biblische Einzelworte halten die gleiche Erfahrung fest. Jesus ist im Kreise seiner Jünger. «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.» Er ist im hilflosen Kind: «Wer ein solches Kind um meines Namens willen aufnimmt, der nimmt mich auf (Mt 18, 5). Er ist im Wort seiner Boten: «Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verwirft, der verwirft mich» (Lk 10, 16).

So ist es nicht zufällig, daß Jesus kein Buch geschrieben hat. Seine Weise, in anderen gegenwärtig und wirksam zu sein, war intensiver als die Vermittlung durch den Buchstaben. Was die im Geiste redenden christlichen Propheten sprachen, wurde darum so sehr als Wort des Auferstandenen empfunden, daß es dem vom irdischen Jesus Gesprochenen gleichkam. Die Evangelisten konnten ganz folgerichtig solche Worte direkt dem vorösterlichen Jesus in den Mund legen.

Die Gegenwart des Auferstandenen in den Menschen wurde schließlich dort am intensivsten erfahren, wo sie zunächst wohl am wenigsten zu vermuten war. In den ersten Jahrzehnten nach dem Tode Jesu warteten seine Jünger mit großer innerer Spannung auf seine baldige Wiederkehr als Weltenrichter. Sie erhofften ihn von den Wolken her. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Unter denen, die an ihn glaubten, entstand deswegen keine große Enttäuschung. Sie hatten nämlich inzwischen bereits erfahren, daß sie das kommende Gericht nicht in erster Linie von oben her erwarten mußten, sondern daß es ihnen schon ganz nahe war, ja daß es schon begonnen hatte. Die großen Gerichtsreden im Matthäusevangelium schildern zwar kosmische Visionen. Sie enden aber damit, daß der Evangelist Jesus sprechen läßt: «Alles, was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan» (Mt 25, 40), und: «Alles, was ihr einem dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan» (Mt 25, 44). Vom Gericht, das heißt vom letztlich gültigen Standpunkt her ist der Auferstandene mit den Menschen so identisch, daß das Verhalten ihnen gegenüber einem Verhalten ihm gegenüber gleichkommt. Dabei ist diese Identität nicht bloß das Resultat einer zusammenfassenden Schau. Sie gilt selbst dann, wenn der einzelne Mensch sie nicht erkennt, und wenn dem äußeren Blick der Zusammenhang zwischen dem Menschen und dem Auferstandenen verlorengeht.

Jesus hat durch seine überraschende Freiheit die spontanen Vorstellungen von der Autorität korrigiert und die wahre Autorität Gottes aufgezeigt. Gleichzeitig hat er sichtbar gemacht, daß die Subjektivität nicht ein in sich geschlossenes, empfindsames Seelending ist. Durch ihn wurde klar, daß die volle Freiheit sich nur um der tieferen Verbundenheit willen von allen menschlichen Autoritäten distanziert. Unmittelbare Machtvorstellungen werden dadurch vom trügerischen Schein gereinigt. Spontane Verteidigungsreaktionen werden in ihrer Ich-Verkrampfung entlarvt. Eine neue Subjektivität wird ermöglicht. Die Autorität Gottes lockt und ermächtigt die menschliche Freiheit zum Wagnis, auch im fremden Menschen, der als bedrohlich empfunden wird, einen Bruder zu sehen.

### **Die Autorität Gottes als entzweiende und versöhnende Macht**

Nur durch Worte wird die volle Freiheit nicht erreicht. Konsequente Taten genügen ebensowenig. Die Freiheit erwächst aus einem Spiel entgegengesetzter Haltung. Bald ist ein entschiedener persönlicher Einsatz nötig. Bald muß man sich selbst und alle seine Gedanken, Pläne und Wünsche lassen können. Der Weg zur Freiheit gleicht darum nicht dem Schreiten auf einer geraden Straße. Er ist vielmehr eine Bewegung in einem mehrdimensionalen Raum.

Bestünde die volle Freiheit nur in der Distanzierung von jeder menschlichen Autorität, dann wäre die Richtung völlig eindeutig und klar. Könnte man von ihr nur sagen, sie sei Verbundenheit mit den Menschen, dann hätte man ebenso handfeste Kriterien. Da sie aber beides ist, kann Verbundenheit mit unterwürfiger Abhängigkeit von fremden Autoritäten und Distanzierung mit Unfähigkeit zur Hingabe verwechselt werden. Ein Schritt nach vorn in einer Richtung ist unter anderer Rücksicht vielleicht ein Rückschritt. Das Überwinden einer unreifen Abhängigkeit kann das Verlorensein an eine andere verborgenere Macht subtil vertuschen. Selbstloser Einsatz mag vorgetäuschte Geschäftigkeit sein, die blind die Zustimmung und das Lob einer äußeren oder inneren Autorität sucht. Das Verkünden der befreienden Autorität Gottes erzeugt, wenn es autoritär geschieht, gerade jene Abhängigkeit, die das verkündete Wort überwinden möchte. Das tatsächliche Sprechen zerstört oft das, was das gesprochene Wort aufbauen will. All diese Zweideutigkeiten sind unumgänglich. Ein erster entscheidender Schritt zur wirklichen Freiheit geschieht darum durch die Bereitschaft, diesen Zustand zu ertragen.

Wegen der Zweideutigkeiten beunruhigt die befreiende Botschaft von der Autorität Gottes nicht nur fremde Autoritäten, sondern weckt immer wieder Aufregungen selbst innerhalb der Kirche. Da die Autorität Gottes dauernd zur vollen Freiheit ruft und lockt, greift sie notwendigerweise jene an, die von ihrer Zweideutigkeit noch nicht lassen wollen oder können. Solche Angriffe geschehen durch konkrete Menschen, die ihrerseits in manchen Zweideutigkeiten stecken und deshalb selbst wieder Angriffsflächen bieten. Ein Angriff weckt folglich Gegenangriffe, und Anklagen rufen Gegenanklagen.

Aufregungen und gegenseitige Anklagen stören zwar das Bild von der einen und heiligen Kirche. Sie sind auch unerfreulich für das spontane menschliche Empfinden. Trotzdem sind sie unvermeidlich. Sie sind sogar ein notwendiges Zeichen, um uns offenbar zu machen, daß die Autorität Gottes von jeder menschlichen Autorität verschieden ist. Die Vielfalt der Stimmen mit ihrer je relativen Berechtigung verunmöglicht es nämlich dem einzelnen, sich mit einer dieser Stimmen als absoluter Autorität zu identifizieren. Sie zwingt ihn, den für ihn wirklich tragenden Grund jenseits aller dieser Autoritäten zu suchen und sich damit auf das Wagnis der Autorität Gottes einzulassen.

Aufregungen sind auch Zeichen, die sich nicht bloß an den Verstand wenden. Sie treffen den einzelnen in seiner ganzen

affektiven Welt und stellen ihn damit notwendigerweise vor die Entscheidung, entweder sich blind an eine menschliche Autorität zu klammern und alle andern zu verurteilen oder den notwendigen Halt in einer grundsätzlich neuen Tiefe zu suchen. Meinungsverschiedenheiten bedrohen einen Glauben, der sich auf menschliche Autoritäten stützt. Sie reinigen aber jenen Glauben, der sich auf die Autorität Gottes einlassen will. Gewiß kann man immer davon träumen, der Glaube sollte harmonisch von seiner kindlichen Bindung her durch alle menschlichen Autoritäten hindurch zu seiner vollen Gestalt reifen. Doch solche Vorstellungen sind wirklich nichts anderes als Träume. Wenn selbst Jesus von Nazareth nur durch den schärfsten Bruch mit allen menschlichen Autoritäten die Autorität Gottes geoffenbart hat, dann dürfte keiner in seiner Nachfolge um ähnliche Brüche herumkommen. Warum jammert man denn aber, daß auch heute solches geschieht?

Die Autorität Gottes ist nicht bloß ein zweiseitiges Schwert, das entzweit. Sie versöhnt zugleich. Sie erschafft jenen Menschen, der nicht in sich verschlossen, sondern befreiend in anderen wirksam ist. Sie schenkt die Befähigung, auf Angriffe nicht dauernd und mit größter Empfindlichkeit zu reagieren. Wo die Autorität Gottes erfahren wird, dort wird etwas vom Wort wirksam: «Wenn einer dir auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die linke hin» (Mt 5, 39). Die Fähigkeit, auf einen Schlag nicht mit einem offenen oder versteckten Gegenschlag zu antworten, zeigt am klarsten, ob die Freiheit von den menschlichen Autoritäten nur gespielt oder ob sie die Frucht einer tieferen Sicherheit ist. Wer sich dauernd

bedroht weiß und sich deshalb an stützende Autoritäten verkauft, der muß auch auf jeden Angriff gegen sich und seine stützende Autorität empfindlich reagieren. Wer seine Sicherheit jenseits jeder menschlichen Stütze gefunden hat, kann Angriffe ins Leere verpuffen lassen und dadurch den Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt, von Haß und Gegenhaß durchbrechen. Die Autorität Gottes hat damit eine eminente Bedeutung in unserer Welt. Sie ist aber nicht dort wirksam, wo man sich nur mit vielen Worten dauernd auf sie beruft. – Was hat sie nicht im Laufe der Geschichte alles rechtfertigen müssen? – Die Autorität Gottes ist vielmehr dort wirklich gegenwärtig, wo die Ahnenreihe des Bösen durchbrochen wird. Der Haß hat den Haß erzeugt. Die Unfreiheit hat die Unfreiheit geboren. Aus der Gewalt ist die Gegengewalt hervorgegangen. Aus der Lieblosigkeit erwuchs die Lieblosigkeit. Solche Geschlechterregister beherrschen die Menschheit. Sie werden dort durchbrochen, wo hinter Unfreiheit und Gewalt der Urtrieb nach eigener Sicherheit aufgedeckt und mit der Hinführung zur Autorität Gottes «erlöst» wird. Eine solche Versöhnung ist aus sich selber wirksam. Sie bezeugt nicht bloß die Autorität Gottes, sondern sie ist selbst die Gegenwart dieser Autorität. Sie erzeugt ja jene Freiheit, die sich selbst von jeder menschlichen Autorität und damit von jedem nur menschlichen Glauben abhebt. Sie ist nicht ein weiterer Konkurrent im Streit der menschlichen Autoritäten, sondern unterläuft alle Fronten. Sie treibt ihr Spiel in allen Lagern.

*Raymund Schwager*

## DIE BEDEUTUNG DER PSYCHOLOGIE FÜR DIE SCHULPÄDAGOGIK

Die Psychologie ist als selbständige Wissenschaft relativ jung. Als Zweig der Philosophie kann sie zwar auf eine lange Tradition zurückblicken und sich u. a. auf Platon (427–347 v. Chr.) und Aristoteles (384–322 v. Chr.) berufen.<sup>1</sup> Zur gleichen Zeit wurde aber im Altertum auch schon ein anderer Aspekt des Psychischen ins Auge gefaßt, die Abhängigkeit des psychischen Geschehens vom Leiblichen. Im Anschluß an Hippokrates' (um 460–377 v. Chr.) Lehre von der Bedeutung der Körpersäfte wurde die Theorie von den vier Temperamenten entwickelt, die noch heute als sanguinisch, melancholisch, choleric und phlegmatisch geläufig sind.

Diese beiden Aspekte des Seelischen, der geisteswissenschaftliche und der naturwissenschaftliche, sind vom Forschungsgegenstand her bestimmt, und es ist daher nicht zufällig, daß auch heute noch die Psychologie an vielen Universitäten sowohl zur philosophischen wie auch zur naturwissenschaftlichen Fakultät gehört.

### Affinität zwischen Psychologie und Schulpädagogik

Zur Zeit der Begründung der modernen Psychologie entstand vor allem zwischen Wilhelm Dilthey (1833–1911) und Wilhelm Wundt (1832–1920) eine scharfe Kontroverse um die Methode der Psychologie.<sup>2</sup> Dilthey wandte sich gegen die neue, auf dem Experiment aufbauende naturwissenschaftlich «erklärende» Verfahrensweise und forderte die von der Intuition getragene «verstehende» Psychologie, die vom Nacherleben seelischer

Zusammenhänge ausgeht und «Strukturgesetzmäßigkeiten» zu erfassen sucht.

Das ist ein Gegensatz, der in dieser Form heute eigentlich überholt sein sollte; denn schon seit langem ist es deutlich geworden, daß das Experiment ohne das Verstehen blind ist. Es kann ohne Intuition nicht sinnvoll angesetzt und seine Resultate können ohne Einfühlungsvermögen nicht angemessen interpretiert werden. Aber auch die Intuition ist nicht unfehlbar, sie kann in die Irre gehen. Darum ist es nötig, die intuitiven Erkenntnisse zu überprüfen, wobei der Psychologe auf die Quantifizierung, die wiederholte Beobachtung, das Experiment verwiesen ist, wenn er zu einer relativ gesicherten Systematik seines Forschungsgegenstandes kommen will. «Vom mathematischen Ideal eines vollkommen definierten und auf ein durchsichtiges System bezogenen Gegenstandes» sind wir in der Psychologie aber weit entfernt. Das seelische Geschehen ist ganzheitlich und gestalthaft. Damit ist gemeint, «daß es sich nicht aus festen, im Sinne der Physik quantitativ fixierbaren Einzelfaktoren aufbaut, aus denen es die Resultante bildet, sondern die erkennbaren Einzelvorgänge sind nur unselbständige Momente am Ganzen», sie sind nur Ganzheitseffekte, die wir künstlich aus dem Ganzen herausheben. «Der Mensch als Ganzes liegt (aber) hinaus über jede faßliche Objektivierbarkeit.»<sup>3</sup>

Die Gesetzmäßigkeiten, die die Psychologie findet, können also nicht den Anspruch auf absolute Gültigkeit erheben, wie etwa mathematische Gesetze. Gesetzmäßigkeiten im Ablauf des psychischen Geschehens besitzen nur den Charakter einer mehr oder weniger großen Wahrscheinlichkeit; sie weisen aber auf jeden Fall auf Möglichkeiten und Grenzen hin, die der Pädagoge in seinem Tun nicht unbeachtet lassen sollte.

Die Tatsachen, die die Psychologie der Pädagogik anzubieten hat, sind zwar nur relative Tatsachen, sie können also keineswegs die Intuition des

<sup>1</sup> Platons Lehren über Psychisches sind über fast alle seine Schriften verteilt; vieles findet sich in: Protagoras, Menon, Phaidon, Phaidros, Theaitet, Staat. Vgl. Wilh. Hehlmann: Geschichte der Psychologie. 2. Auflage. A. Kröner, Stuttgart 1967, S. 419f. – Aristoteles: Über die Seele (Peri psychés).

<sup>2</sup> Vgl. W. Dilthey: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie (1894), Ges. Schriften, Bd. 5. – W. Wundt: Grundzüge der physiologischen Psychologie, 1873; Grundriß der Psychologie, 1896; Einführung in die Psychologie, 1912.

<sup>3</sup> Karl Jaspers: Allgemeine Psychopathologie (1913), 7. Aufl. 1959, S. 24. – Vgl. auch A. Wellek in: Studium generale, 1947.

Pädagogen ersetzen und rezeptartig Anwendung finden (zum Beispiel in der Schule); sie liefern ihm aber Aspekte zur Verdeutlichung der Erziehungswirklichkeit und können damit dem Pädagogen helfen, Irrwege zu vermeiden und schwierige Situationen in der Erziehung und im Unterricht der Klärung zuzuführen.

Bis zu dieser Stelle sind unsere Darlegungen zum größten Teil nur unbewiesene Behauptungen. Es ist also jetzt unsere Aufgabe, an einigen Beispielen nachzuweisen, wie Erkenntnisse der Psychologie Hilfen für den Pädagogen werden können.

## Lernpsychologie

Der Bereich der Psychologie, der schon immer eine starke Affinität zur Schulpädagogik zeigte, ist der Bereich des Lernens. Das Lernen ist, solange die Pädagogik und die Psychologie sich mit diesem Problem befaßt haben, sehr unterschiedlich definiert worden. Lernen kann Aneignung von Wissensstoff sein, Fertigkeiten werden auf dem Weg des Lernens erworben. Lernen wird auch als rationalisierte Erfahrung definiert. Gelernt werden aber auch Verhaltensweisen und Einstellungen. Mit Lernen ist also ein weites Feld von Neuerwerbungen gemeint, die im gesamten Verhalten und in der Haltung für längere Zeit mehr oder weniger deutlich werden und somit offenbar eine länger dauernde Veränderung des seelischen Ablaufs bewirkt haben.<sup>4</sup>

Wir sagten ganz bewußt «Neuerwerbungen» und wollten damit hindeuten auf die Aktivität des Lernenden bei dieser Hinzunahme des Neuen. Diese Aktivität, die zumeist in einer gewissen Mühe des Aneignens und Einübens sichtbar wird, findet sich nicht bei den Verhaltensänderungen, die dem Lebewesen zuwachsen, die – mit andern Worten – «reifen». Nicht alle angeborenen Verhaltensweisen und -möglichkeiten stehen schon bei der Geburt zur Verfügung, sondern vieles kommt erst später zur Reife. Diese Reifungsvorgänge sind besonders gut in der Tierpsychologie nachzuweisen; wie u. a. K. Lorenz und N. Tinbergen zeigen, steht keineswegs den Tieren bei der Geburt die volle Instinktausrüstung zur Verfügung. Gewisse festgelegte Verhaltensweisen werden erst dann möglich, wenn sie biologisch notwendig sind.<sup>5</sup>

In diesem Zusammenhang zeigt sich aber deutlich, daß alle wesentlichen Verhaltensweisen beim Tier organisch bedingte Instinkte sind und daß das Lernen beim Tier zwar möglich ist, aber trotz aller im Experiment sichtbar werdenden Abundanz nur einen relativ kleinen Spielraum in der freien Wildbahn hat. Im Gegensatz dazu ist der Mensch das Wesen, das am wenigsten festgelegt und darum in ganz extremer Weise auf das Lernen angelegt ist.<sup>6</sup> Der Mensch muß «sich in beständiger Wechselwirkung mit seiner Umwelt immer wieder neu aus-

formen und ergänzen».<sup>7</sup> Seine Instinktarmut, seine zu kurze vorgeburtliche Entwicklung, die dadurch bedingte verlängerte Kindheit schaffen die Voraussetzungen dafür, daß er «welt-offen, unspezialisiert und formbar bleibt»<sup>8</sup> und ermöglichen seine Lernfähigkeit. Der «unendliche Prozeß des Werdens des Menschen kann als ein großer Lernvorgang bezeichnet werden».<sup>9</sup>

Schon beim Tier, wo es sich doch um relativ einfache Vorgänge handelt, sind differenzierte Experimente nötig, um Lernvorgänge von Reifungsvorgängen abzuheben. Viel schwieriger wird das aber beim ungleich komplizierteren und differenzierteren Menschen. Daß das Kind erst zu laufen beginnt, wenn es die entsprechende physiologische Reife erreicht hat, muß jede ungeduldige Mutter erfahren. Sobald wir aber im seelisch-geistigen Bereich zum Beispiel den Spracherwerb betrachten, geht es nicht mehr nur um die physiologische Reifung, die zwar immer unabdingbare Voraussetzung bleibt, sondern vom Schreien über das spontane Lallen kommt das Kind in einer eigenartigen Verquickung von eigener Aktivität, Dressur, Nachahmung und Verstehen (Wilh. Salber) zum Gebrauch der Sprache. Ein Vorgang also, der nicht mehr nur einfach physiologisch reift und dann fertig oder doch fast fertig zur Verfügung steht, sondern ein höchst kompliziertes Geschehen, das nur bei adäquatem menschlichem Umgang ohne Störungen ablaufen und zum Erfolg führen kann.

Die seelisch-geistige Reifung des Menschen ist nicht nur vom Genotypus abhängig, sondern setzt die Erfüllung und Entsprechung des Menschen besonders in geistigen, sozialen und emotionalen Bezügen voraus, ist damit also vor allem ein pädagogisches Phänomen. Für das Lernen ist Reife darum von Bedeutung, weil Reife eine Voraussetzung für den sinnvollen Ansatz des Lernvorgangs ist.

Wenn heute der Lehrer im ersten Schuljahr mit dem exakten Rechenunterricht nicht schon im ersten halben Jahr beginnt, beachtet er dieses Reifungsmoment. «Die Kinder des beginnenden Grundschulalters verlangen nicht danach, Zahlbegriffe zu bilden; sie bringen auch nicht die Voraussetzungen dazu mit. Nur bei ganz wenigen Kindern mag das anders sein. Wenn ein Unterricht trotzdem versucht, schon bald nach der Einschulung mit Zahlen arbeiten zu lassen, so kann das seinem eigentlichen Zweck wenig dienlich sein. Denn wenn zu früh angestrebt wird, die Kinder Zahlenaufgaben lösen zu lassen, bleibt nur das Einprägen mechanischer Abläufe übrig. Erfahrungsgemäß hat das zur Folge, daß der Unterricht dann meist bis zum Ende der Grundschule, nicht darüber hinaus kommt. Zahlbegriffe können nur einsichtig erfaßt werden.»<sup>10</sup> Aber diese Fähigkeit zur Einsicht ist am Beginn des ersten Schuljahres noch nicht gereift. Falsch wäre es allerdings, sich auf eine spontane Reifung zu verlassen. Methodisch gut durchdachter Umgang mit Mengen ist nötig als Anreiz zur Reifung.

(Fortsetzung folgt)

Dr. Reinhard Abeln, Stuttgart

<sup>4</sup> Vgl. auch W. Guyer: *Wie wir lernen*, 1952, 3. Aufl. 1960, S. 15.

<sup>5</sup> Vgl. K. Lorenz: *Über die Bildung des Instinktbegriffs*, 1937; *Vergleichende Verhaltensforschung*, 1939; *Über tierisches und menschliches Verhalten*, 1965. – N. Tinbergen: *Die Ursprungsbewegung*, 1940; *The study of instinct* (dt. von O. Koehler: *Instinktlehre*), 1951.

<sup>6</sup> Vgl. A. Gehlen: *Der Mensch*, 6. Aufl. 1958.

<sup>7</sup> W. Corell: *Lernpsychologie*, 1961/1965, 5. Aufl. 1967, S. 7.

<sup>8</sup> W. Brezinka: *Erziehung als Lebenshilfe*, 1957, 2. Aufl. 1961, S. 29.

<sup>9</sup> W. Corell, a. a. O., S. 7.

<sup>10</sup> Wilh. Hansen: *Die Entwicklung des kindlichen Weltbildes*, München 1949 (6., neubearbeitete Aufl. 1965), S. 256f.

## Glaube und Sitten: eine mißverständliche Formel

Es nützt nicht viel, über den Zerfall der Autorität zu klagen. Die Autorität muß sich heute neu begründen, muß sich überzeugend darstellen, muß neue Formen der Ausübung finden. Vor allem muß sie heute ihre Grenzen erkennen. Nichts schadet der Autorität heute mehr, als wenn sie Privilegien oder überholte geschichtliche Stellungnahmen krampfhaft festhalten will, die vielleicht einmal ihr geschichtliches Recht gehabt haben mögen, heute aber nicht mehr begründbar, nicht mehr glaubwürdig, ja vernunftwidrig geworden sind. Einige Jahrhunderte lang wurde die Formel weitergegeben,

die Kirche habe ein Lehramt «in rebus fidei et morum» – «in Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit». Nach dieser Formel scheint die Kirche nicht nur in Fragen des Glaubens, sondern auch in Fragen der natürlichen Sittlichkeit eine echte, das Gewissen bindende Lehrautorität zu haben.

Geht man aber dem Ursprung dieser Formel und ihrem ursprünglichen Sinn etwas nach, so kommt man zu merkwürdigen Entdeckungen.

Schon lange spürte man eine gewisse Spannung, um nicht zu sagen einen Widerspruch in den offiziellen Formeln, die Gegenstand und Kompetenz des kirchlichen Lehramtes abgrenzen sollten. In allen großen Dokumenten, im Tridentinischen Konzil, im Vatikanum I wie im Vatikanum II wird gesagt, die kirchliche Lehrautorität beziehe sich auf das sogenannte «depositum fidei», auf die «Glaubenshinterlage», das eigentliche geoffenbarte Glaubensgut. Andererseits wollte man immer wieder auch das Naturrecht, selbst wenn es nicht in der (übernatürlichen) Offenbarung enthalten ist, ebenfalls der kirchlichen Lehrautorität unterstellen. Sobald man dann fragt, woher denn die kirchliche Autorität ihr Wissen um dieses Naturrecht, um die natürlichen Sittengesetze nehme, wird die Verlegenheit noch offener, weil man zugeben muß, daß sie dies aus dem natürlichen Wissensbereich, der natürlichen Anthropologie, der Psychologie, Soziologie, Philosophie entnimmt. Man beruft sich dann gerne auf den besonderen Beistand des Heiligen Geistes, auf den Auftrag der Kirche, die Menschen zum Heile zu führen usw.; was aber alles nicht die Erkenntnisquelle erklärt, aus der die inhaltlichen Aussagen entnommen werden könnten. Im Zweiten Vatikanischen Konzil heißt es ausdrücklich (Dogmatische Konstitution über die Kirche «Lumen gentium», Nr. 25): «Diese Unfehlbarkeit, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei der Festlegung der Glaubens- und Sittenlehre ausgestattet sehen wollte, reicht so weit wie das heilig zu behütende und getreulich zu bewahrende Gut der göttlichen Offenbarung.» Noch deutlicher hatte das Erste Vatikanische Konzil, das die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er seine volle Autorität einsetzt, mit den Worten umgrenzt: «Auch den Nachfolgern Petri ist der Heilige Geist nicht verheißt, daß sie auf seine Eingebung hin eine neue Lehre veröffentlichen sollten. Sie sollen vielmehr mit seinem Beistand die durch die Apostel überlieferte Offenbarung, das heißt das hinterlegte Glaubensgut («depositum fidei»), heilig bewahren und getreulich auslegen.»

Daß in der Glaubenslehre auch wichtige Grundlagen für die Sittlichkeit enthalten sind, sieht man sofort ein. Sie lehrt uns z. B., daß der Mensch nicht nur ein leibliches Leben hat, sondern auch so etwas wie «Geist» oder «Seele»; daß also die Ausrichtung des Lebens bloß auf die leiblichen Genüsse nicht richtig sein kann. Sie lehrt ferner, daß der Mensch Verstand und freien Willen hat, daß er der Schuld, der Reue und Sühne, der Erkenntnis Gottes, der Gnade fähig ist usw. Sie lehrt ebenso, daß mit dem leiblichen Tod nicht einfach alles aus ist, und daß infolgedessen ein Sichverkramphen in das nur irdische Leben nicht richtig sein kann. «Fürchtet nicht diejenigen, die wohl den Leib zerstören, der Seele aber nichts anhaben können – fürchtet vielmehr denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben stürzen kann.» Sobald man aber zu konkreten Anweisungen der Bibel kommt, dann lehrt uns vor allem die Exegese, daß hier sehr viel zeitgeschichtlich Bedingtes darin steckt, manche Übernahme aus der damaligen kulturellen und religiösen Umwelt. Wenn die Apostel auf dem Apostel-Konzil (Apostelgeschichte 15,29) bestimmten: «Es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen, euch keine weitere Last aufzulegen, außer folgenden notwendigen Stücken: ihr sollt euch enthalten von Götzenopferfleisch, von Blut, von Ersticktem und von Unzucht», dann wird heute kein Theologe mehr das als gültiges Sittengesetz anerkennen können. Und ebenso nicht, wenn dem Abraham befohlen wird, er solle neben Sarah, seiner Ehefrau, auch noch die Magd Hagar nehmen und mit ihr einen Sohn zeugen.

### Herkunft der Formel

Was soll dann aber die Formel: «in rebus fidei et morum»? Wenn man der Herkunft der Formel (sie stammt aus dem Tridentinischen Konzil) nachgeht, dann stößt man auf die merkwürdige Beobachtung: die «mores», die «Sitten» und «Sittlichkeit», von denen in den dogmatischen Formeln die Rede ist, besagen ursprünglich gerade nicht die natürliche Sittlichkeit, das natürliche Sittengesetz, sondern etwas ganz anderes. Die Frage ist insofern von großer Bedeutung, als es in der Konsequenz um die Frage nach einer echten Autonomie und Freiheit der profanen Wissenschaften, der Unabhängigkeit, der «Soziallehre», der Staatslehre, der Naturwissenschaft usw. geht.

Am Tridentinischen Konzil drehten sich die Diskussionen zunächst überhaupt nicht um die Lehrkompetenz der Kirche in Fragen der Sittlichkeit, des natürlichen Sittengesetzes, sondern um die Frage der «sola scriptura – die Schrift allein» (wie es die Reformatoren wollten) oder «Schrift und Tradition».<sup>1</sup>

Das Dekret der 4. Session des Tridentinischen Konzils stellt fest, daß es, da die Wahrheit und Disziplin in den Büchern und ungeschriebenen Traditionen (in libris scriptis et sine scripto traditionibus) enthalten sei, alle Bücher des Alten und des Neuen Testaments annehme und ebenso die «Überlieferungen» (Traditionibus), sowohl jene, die sich auf den Glauben, wie jene, die sich auf die «Sitten» beziehen (nec non traditiones ipsas, tum ad fidem, tum ad mores pertinentes). Ähnlich lauten dann die Kanones (verbindlichen Lehrsätze).

Die Interpretation dieses Dekretes hat aber verschiedene Schwierigkeiten aufgeworfen. Murphy weist darauf hin, daß das Konzil bemerkenswerterweise nicht die Einzahl, sondern die Pluralform «Überlieferungen, Traditionen» gebrauche. Das deutet darauf hin, daß das Konzil (gerade in der damaligen verwirrten Lage!) mehr am objektiven Sinn der Tradition (deren Inhalt) als am subjektiven Sinn (des Weitergebens) interessiert war.

Was aber ist genau gemeint mit dem Satz: Die Traditionen «sowohl sofern sie den Glauben wie die Mores betreffen»? Heute versteht man darunter etwas, was nahe verwandt ist mit der «Christlichen Sittenlehre» oder «Sittlichen Grundsätzen». So etwa Hervé zum Beispiel (De Ecclesia I, 18. Aufl., S. 545, Nr. 555), der schreibt: «Mit diesen Worten wird der Umfang des Objektes der Tradition allein auf jene Wahrheiten beschränkt, die den Aufbau der christlichen Doktrin betreffen und mit dem Zweck der Kirche und dem Heil der Seele etwas zu tun haben.» Andere aber, wie Salaverri (De Ecclesia I, S. 759), beschreiben den Satz einfach als «was zum depositum fidei, zur Glaubenshinterlage, gehört».

Ein Studium der Konzilsakten legt einen weiteren Begriff der «Apostolischen Traditionen» im 16. Jahrhundert nahe, der sich nicht auf die dogmatischen Feststellungen beschränkt, sondern auf den konkreten Lebensvollzug der Kirche überhaupt. Murphy fügt überraschend hinzu: «Der Satz, so wie ihn das Konzil verwendet, umfaßt gewisse disziplinäre und liturgische Praktiken.»

### Trient kannte feinere Unterscheidungen

Die feinere Unterscheidung zwischen dogmatischen Sätzen und disziplinären Praktiken wurde am Tridentinischen Konzil schon sehr früh eingeführt. Am 23. Februar 1553 bemerkte zum Beispiel Claudius Jajus S.J. (Le Jay, Theologe und Prokurator des Kardinals von Augsburg): «Er lobte den allgemeinen Satz, die Traditionen seien anzunehmen – zugleich sei aber zu unterscheiden, um welche Traditionen es sich handle. Sie sind nämlich verschiedener Art: einige betreffen den Glauben, und diese sind mit gleicher Autorität wie die Evangelien anzunehmen. Anders steht es aber um jene, die zeremonieller Natur sind; denn die Bigamie und das erstickte Blut behandeln wir anders als uns von den Aposteln überliefert ward.» Scripando, der gelehrte Augustinergeneral, unterstützt diese Auffassung: «Die apostolischen Traditionen seien zunächst anzunehmen; er lobte aber die Unterscheidung, die der Augsburger Theologe gemacht hatte.» Ebenso Pientinus (Piccolominis Theologe): Die Traditionen seien zunächst anzuerkennen, aber nicht unterschiedslos, denn einige seien substantiell, andere dagegen

<sup>1</sup> Prof. Dr. theol. Beumer verdanke ich den Hinweis auf eine amerikanische Dissertation, die in einem ausführlichen Exkurs gerade dieser Frage nachgeht: J. Murphy, The notion of Tradition in John Driedo. Dissertation an der Gregorianischen Universität in Rom. Milwaukee 1959, Appendix III. «Faith and Morals» at Trent, S. 292–300.

zeremonial, die nicht die gleiche Autorität besitzen (Concilium Tridentinum, Ausgabe der Görres-Gesellschaft, I 491 und 492).

Murphy bemerkt dazu: «Diese Unterscheidungen wurden vom Konzil anerkannt und scheinen im endgültigen Dekret ihre Auswirkung gehabt zu haben.» Vorsichtig fügt er hinzu: «Es möchte freilich scheinen, daß diese Auswirkungen darauf beschränkt waren, die Unterschiede zwischen disziplinären und dogmatischen Traditionen festzustellen.» Einfach konstatierend, das heißt es *gebe* Traditionen, die den Glauben betreffen, und andere, die die disziplinären oder liturgischen Praktiken betreffen. Das mag durch den Satz ausgedrückt sein: «Tum ad fidem, tum ad mores pertinentes.» Dann führt er aus den Konzilsakten eine Reihe von Gründen für diese Auffassung an, die hier nicht näher dargelegt werden können. Zunächst war allerdings das Interesse für diese wichtige Unterscheidung nicht sehr groß. Von 52 Voten plädierten 11 dafür, 13 dagegen, der Rest, 28 an der Zahl, kümmerte sich nicht darum (Conc. Trid. V 53).

Die Konzilsväter von Trient rangen mit dem Dilemma: Einerseits wollten sie klar zum Ausdruck bringen, daß die Schrift allein nicht genüge, sondern daß dazu auch die «Tradition» gehöre – andererseits aber erkannten sie ebenso, daß es sich nicht um sämtliche Traditionen handeln könne, die in der Kirche weitergegeben werden. Schließlich einigte man sich auf die Formel (DB 783):

«Die heilige, allgemeine und umfassende Kirchenversammlung von Trient ... hat sich stets das Ziel vor Augen gestellt, die Irrtümer auszurotten und die Reinheit des Evangeliums in der Kirche zu bewahren. – Durch die Propheten wurde dieses Evangelium einst in den Heiligen Schriften verheißen, unser Herr Jesus Christus, Gottes Sohn, hat es mit eigenem Munde zuerst verkündet, durch seine Apostel ließ er es dann als Quelle aller heilbringenden Wahrheit und sittlichen Ordnung jeglicher Kreatur predigen. – Die heilige Kirchenversammlung weiß, daß diese Wahrheit und Ordnung erhalten sind in geschriebenen Büchern und ungeschriebenen Überlieferungen, die die Apostel aus Christi Mund empfangen haben oder die von den Aposteln selbst auf Eingebung des Heiligen Geistes gleichsam von Hand zu Hand weitergegeben wurden und so bis auf uns gekommen sind. So folgt sie dem Beispiel der rechtgläubigen Väter, wenn sie alle Bücher des Alten und Neuen Bundes – der eine Gott ist ja der Urheber von beiden – zugleich mit den Überlieferungen, die Glauben und Mores betreffen, mit gleicher frommer Bereitschaft und Ehrfurcht anerkennt und verehrt. Denn sie stammen ja aus dem Munde Christi oder sind vom Heiligen Geist eingegeben und sind in steter Überlieferung in der katholischen Kirche bewahrt worden» (Übersetzung: Neuner-Roos, S. 72, Nr. 80 und 81).

Murphy faßt seine Untersuchung wie folgt zusammen (S. 300): «Was Trient vor allem definieren wollte, war, daß die Schrift allein nicht genüge; es müsse also anderen Elementen im kirchlichen Leben eine Rolle zuerkannt werden. Die genaue Beziehung zwischen Schrift und Tradition (Tradition im subjektiven Sinne des Weitergebens) indessen war vom Dekret selbst nicht definiert worden.» (Das wurde in etwa am Zweiten Vatikanischen Konzil nachgeholt.)

Inzwischen gab es in den letzten Jahren eine Reihe von Diskussionen über diesen Punkt. Prof. P. Piet Fransen SJ («Réflexions sur l'anathème au Concile de Trente», Ephemerides theologicae Lovanienses XXXIX (1953), S. 672, Nr. 33) macht ausdrücklich geltend, daß in den Akten des Konzils kein Hinweis darauf bestehe, daß die Konzilsväter, wenn sie von «mores» sprechen, an «moralische Prinzipien» irgendwelcher Art dachten, wie wir diesen Begriff heute verstehen. «Mores» (Sitten) im Trienter Konzil würden die *Sitten und Gebräuche* der Apostolischen Kirchen bedeuten, von denen einige Lehrfragen berühren, andere es aber mit disziplinären und zeremonialen Gebräuchen zu tun haben.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Dazu wären auch zu vergleichen: Lenneiz «Notulae Tridentinae: Primum anathema in Concilio Tridentino», Gregorianum XXVIII (1946),

«Mores» hätte also im Tridentinischen Konzil nichts anderes zu bedeuten als «Sitten und Gebräuche» oder «die Praxis der Kirche», und zwar soweit sie von den Aposteln herrührten. Die Konzilsväter wollten damit sagen, auch die «Tradition», selbst wenn sie nicht ausdrücklich in den Apostolischen Schriften, sei es in der Form der mündlichen Weitergabe, sei es in der Form von Kirchendisziplin, Liturgie, Gesetzgebung, aus jener Zeit überliefert wurde, sei verbindlich. *Mit Naturrecht und Sittenlehre hat das direkt nichts zu tun.* Es ist offenkundig, daß die Konzilsväter zunächst wieder einmal festen Boden unter den Füßen gewinnen wollten, in einer Zeit, da alles zusammenzubrechen schien. Darum haben sie ja auch die Vulgata-Übersetzung der Heiligen Schrift als verbindlich erklärt, obschon es offensichtlich ist, daß sie manche Fehlübersetzungen enthält.

In den Vatikanischen Konzilien I und II wurde dann einfach die tridentinische Formel übernommen, ohne daß offenbar die Konzilsväter genauer auf den inzwischen eingetretenen Bedeutungswandel geachtet hätten. Es fand darüber auch keine Diskussion statt. In beiden Konzilien wird betont, daß der eigentliche Gegenstand des kirchlichen Lehramtes die Offenbarung, das «depositum fidei», das Offenbarungsgut sei. Trotzdem ist dann ungeschützt und unbegründet von «Glauben und Sitten» die Rede, einfach in Übernahme der tridentinischen Formel – die aber nicht «Sittlichkeit», sondern etwa «Sitten und Gebräuche» («Traditionen») meint, und zwar vor allem, insofern in ihnen Glaubensgut konkretisiert und weitergegeben wird:

Aus den Konzilien läßt sich also eine theologisch verbindliche Lehrkompetenz der Kirche in Fragen des natürlichen Sittengesetzes nicht nachweisen, und die Sachgründe sprechen dagegen.

Somit bleibt die Kirche wie der einzelne Gläubige in diesen Fragen auf die Verstandesüberlegungen angewiesen, und die Ethik als Wissenschaft wie das Gewissen des einzelnen haben ihre freie Entscheidung – aber freilich auch ihre Verantwortung.

Jakob David

136–142, und Albert Lang «Der Bedeutungswandel der Begriffe <fides> und <haeresis> und die dogmatische Wertung der Konzilsentscheidungen von Vienne und Trient», Münchener theologische Zeitschrift IV (1953), 133–146.

## Zur Zölibatsfrage

Für den 30. September 1971 hat Papst Paul VI. eine Bischofssynode einberufen, die sich mit dem Zölibatsproblem befassen soll. Laut Pressemeldung habe der Papst ein «schmerzliches Erstaunen» über die Statistik gezeigt, die das Ausscheiden von Priestern und Ordensleuten betrifft. Mit Erstaunen und Schmerz muß jedoch vor allem gefragt werden, wieso es zu einem solchen «Erstaunen» kommen konnte. War der Papst bislang etwa nicht informiert? Wenn überhaupt eine Instanz das Ausmaß der Abgänge von Priestern und Ordensmitgliedern überblicken kann, so doch der Papst, der ja schließlich wenigstens die abstrakte Zahl seiner unmittelbaren «Mitarbeiter» kennen mußte! Wie dem auch sein mag, die angekündigte Synode muß zu einer «Stunde der Wahrheit» werden, und zwar nicht im Sinne einer statistischen Offenlegung dieser Zahlen, sondern in dem einer christlich-theologischen und anthropologischen Klarstellung. Große Worte sind hier sicher nicht am Platz, weil Wahrheit der sie eher verdunkelnden Phrasen nicht bedarf, aber angesichts der existentiellen Situation der Betroffenen können die Ausdrücke gar nicht stark genug sein, mit denen beschwörend an die Synode zu appellieren ist, in sach-

gerechter Weise die Fakten zu berücksichtigen, die sich *hinter* solchen Statistiken verbergen. Mit andern Worten: Nicht die äußeren Symptome, sondern die inneren Wurzeln müssen aufgedeckt und mit einer von christlicher Liebe getragenen Einsicht angegangen werden.

Theologisch (exegetisch, dogmatisch, moraltheologisch) ist das Zölibatsproblem sicherlich ausdiskutiert. Dieses Faktum wird wohl auch nicht bezweifelt. Und zwar ist das Ergebnis eindeutig dieses, daß der *Pflichtzölibat* nicht eine zwingende Konklusion aus dem Schriftwort von den Ehelosen um des Himmelreiches willen (Mt 19, 11 f.) ist. Es handelt sich also um eine praktisch-disziplinäre Frage. Der zentrale Stellenwert, den sie innerhalb der katholischen Kirche des Westens erreicht

Prof. Houtart, Leiter des religions-soziologischen Instituts der Universität Löwen, bietet folgendes Zahlenmaterial über die Gesuche um Rückversetzung in den Laienstand:

1963	167	1967	1 769
1964	640	1968	2 263
1965	1 128	1969	2 963
1966	1 418	1970	3 800

In acht Jahren sind also 14 148 Gesuche um Laisierung gestellt worden. (Man muß diese Zahl freilich in Beziehung zur Gesamtzahl der Priester setzen: 450 000, wovon 280 000 Welt- und 170 000 Ordenspriester.) Diese Zahlen geben allerdings kein vollständiges Bild, da sie allein die in Rom eingereichten Gesuche erfassen: die Zahl der Geistlichen, die den Priesterstand aufgegeben haben, liegt tatsächlich höher, da viele gar kein Gesuch gestellt haben. Die effektive Zahl dürfte zwischen 22 000 und 25 000 liegen. Die zwischen 30- und 45jährigen stellen das Hauptkontingent, nämlich 80 %. Für diese Jahrgänge muß man demnach einen Abgang von 10 % annehmen.

Wenn man dieses Problem aufgreift, muß man auch den Rückgang im Nachwuchs berücksichtigen. Laut dem für 1968 vorliegenden statistischen Material sind die Priesterweihen um 20 % bis 50 % je nach Gegend zurückgegangen.

Mit relativ kleinen Zahlen fängt die Übersicht mit dem Jahre 1963 an. Die Aufstellung zeigt aber, daß es sich um eine Entwicklung handelt. Um sich eine Vorstellung machen zu können, kann man sich auch fragen, was die ca. 22 000 auf eine Gemeinschaft bezogen bedeuten. Man stelle sich zum Beispiel vor: die Streichung aller Priester, die der Gesellschaft Jesu angehören; die Streichung des gesamten niederländischen und belgischen Klerus; den Bestand der Dominikaner mit vier multipliziert; die Streichung des gesamten Klerus von Südamerika; oder die Streichung der Hälfte des nordamerikanischen Klerus.

KIPA, 15. Januar 1971 – (vgl. ausführliche amtliche Statistik La Civiltà Cattolica 120 (1969), Vol. III. p. 164 ss.

hat, darf daher nicht die Einsicht verdunkeln, daß es sich in der christlichen Gesamtwirklichkeit um ein Problem an der theologischen Peripherie handelt. Diese mittlerweile in aller Deutlichkeit vorhandene Unterscheidung könnte der kommenden Bischofssynode eine wesentliche Hilfe sein, unbefangenen eine Lösung der Zölibatsfrage in Richtung auf Freigabe zu bedenken. Daß eine solche Lösung auf Grund der konkreten Situation nicht mehr utopisch ist, sondern höchst zeitgemäß, wird jeder bestätigen, den die Sache angeht, vorab die persönlich Betroffenen, für die das Problem eine eminent existentielle Bedeutung besitzt, dann aber auch die Priesterbeichtväter (die es ja nicht bestätigen können), die Psychotherapeuten und nicht zuletzt die bischöflichen Vorsteher der einzelnen Teilkirchen, die mit dem ständigen Ausscheiden aus *diesem* Grunde in immer größeren Personalnotstand geraten.

Obwohl bereits eine beachtliche Anzahl von historischen und gegenwartsbezogenen Untersuchungen vorliegt, muß angesichts der bekannten Stellungnahmen von Seiten des Papstes, der nationalen Episkopate und zahlreicher Priester- und Laiengruppen angenommen werden, daß für die Gegenwart immer noch ein gutes Maß an Aufklärungsarbeit zu leisten ist. Genau das ist die Absicht dieses Beitrags, und zwar im Sinne des Schriftwortes: «Die Wahrheit wird euch freimachen» (Joh 8, 32).

Unter Berücksichtigung der folgenden Ausführungen aber lautet diese Wahrheit: Der *Pflichtzölibat* ist *un-menschlich*. Wenn Menschenfreundlichkeit ein Zentralkriterium echten Christentums ist, dann liegt der theologische Schluß daraus auf der Hand.

«Man» kann gegen diese Argumentation nicht antreten; denn entweder «man» hat das Problem – wie es kurz genannt werden soll – nicht und ist daher eo ipso als Beurteiler disqualifiziert; denn daß es sich beim Zölibat um eine urpersönliche Betroffenheit handeln muß, wird ja wohl nicht bestritten werden können – oder aber «man» hat das Problem und dazu Ehrlichkeit, Einsicht und Sachkenntnis genug, um es unverdrängt anzusehen, und dann wird man zustimmen. Das Problem ist nämlich nicht etwa eine vage, irgendwie nach Erfüllung drängende Sexualität, sondern die unverstellte gemachte Erfahrung, daß die eigene – und von einer anderen kann man nicht reden – Gesamtpersönlichkeit auf ein menschliches Du auf *allen* Ebenen so zwingend angelegt ist, daß die dauernde Unterbindung des Erotisch-Sexuellen nur um den Preis menschlicher Verkümmern, sei es durch Resignation, sei es durch Verdrängung, die dann unter Umständen auch im Gewand der Sublimierung auftritt, erkaufte werden kann. Dieses Angelegtsein muß zunächst als Möglichkeit verstanden werden, die faktisch verwirklicht wird oder nicht – das hängt ja bekanntlich nicht von der Person alleine ab –, deren Verwirklichung aber nicht von vornherein definitiv ausgeschlossen sein darf. Das Problem ist nämlich geistiger Natur, und deswegen ist das mit der Möglichkeit gegebene Können und Dürfen von so entscheidender Bedeutung.

Wer wirklich Charismatiker ist und das im Glauben durch seine persönliche Situation auch «weiß», für den existiert das Problem im beschriebenen Sinne nicht, denn für ihn ist die freie zölibatäre Lebensform tatsächlich «um des Himmelreiches willen». Seine Religiosität als anthropologische Anlage wird gefördert und damit sein Christentum auf reichen, fruchtbaren Boden gestellt.

### Das Problem des Nicht-Charismatikers

Wer kein Charismatiker ist, obwohl er sich vielleicht ideologisch dafür hält, der lebt entweder faktisch recht und schlecht zölibatär und lebt ein faktisch recht und schlechtes Christentum, das, wenn er das Problem nicht hat, oft sogar weit mehr recht als schlecht sein kann, obwohl er kein Charismatiker ist, oder aber er hat das Problem, und dann lebt er es schlecht, weil er menschlich verkümmert und damit notwendigerweise auch christlich, und zwar deswegen, weil es sich hierbei nicht um ein unverfügbares Kreuz handelt, sondern um einen der christlichen (!) Freiheit jedes einzelnen grundsätzlich unterstellten Sachverhalt. Das aber bedeutet, daß keine christliche «Aufarbeitung» möglich ist, sondern nur christliche Entscheidung oder aber Verdrängungen, die sich, psychopathologisch gesprochen, in schweren Neurosen verfestigen können. Ein jeder, der Einsicht in die Qual solcher Neurosen hat, wird die Unmenschlichkeit des Pflichtzölibates im konkreten Fall, damit jedoch auch grundsätzlich bestätigen; denn bei positiven Gesetzen dieser Art genügt *ein* schwaches Glied in der Kette, um die Gesamtkraft zu vernichten. Dieser Schluß von konkretem Einzelfall auf das allgemeine Gesetz liegt den Ausführungen zugrunde. Es wird also nicht behauptet, daß es bei allen Priestern so oder ähnlich sei, das heißt jeder konkrete Gegenbeleg kann durchaus Geltung besitzen, entkräftet damit aber nicht die hier erhobene Anklage.

Es ist traurig genug, wenn ein Theologe therapeutisch-psychiatrische Erfahrung bemühen muß, um auf diese Frage Licht zu werfen. Ähnlich wie bei Priesterbeichtvätern sind jedoch aus Gründen der Diskretion Aussagen aus dem psychotherapeutischen Raum in einer gewissen Allgemeinheit gehalten, aber auch die allgemeinen Erkenntnisse sind wohl eindeutig genug: Sexueller Stau und der mit seiner verzweifelten (neurotischen) Kompensierung gegebene Symptomverband schmelzen dahin, wenn ein normales ganzmenschliches Sexualleben geführt werden kann. Ein halbwegs konkretes Beispiel vom Fall eines jungen Priesters mit dem «Problem» sei angeführt:

Der ständige Versuch des Mannes, im Sinne kirchlicher Moral korrekt zu leben, verlangt von ihm einen ungeheuren psychischen Kräfteaufwand. In seiner Zwangsexistenz entwickelt er neurotische Abwehrmechanismen mit massiven Selbstdestruktionstendenzen, die eine Psychotherapie – die bekanntlich sehr zeitraubend und teuer ist – dringend indizieren. Im Lauf der Analyse wird der Zwang tatsächlich abgebaut: eine psycho-physische Lebensbejahung, verbunden mit einem neuen tiefen Vertrauenkönnen sind die Folge. Jedoch bricht die mit Zwang zurückgehaltene Sexualität nun auf: häufiges Onanieren wird als befreiend erlebt, als Geschenk des Seindürfens, ja sogar als Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes. Die Entwicklung drängt natürlich auf reife Liebesbeziehungen hin. Diese aber sind wegen des Gesetzes nicht möglich und werden deshalb auch nicht gesucht. Damit ist der Reifungsprozeß blockiert; die Symptome kehren, wenn auch abgeschwächer, wieder zurück, und zwar immer dann, wenn bewußt versucht wird, einen charismatischen Zölibat (nebenbei, was für einen anderen Zölibat sollte er denn sonst verwirklichen wollen?) in voller Enthaltbarkeit zu leben. Eine echte Sublimierung will und will nicht gelingen. Die zwanghafte Destruktionstendenz erscheint von Mal zu Mal in dem durchaus reflexen Wunsch, tot zu sein, denn das sei ungleich erstrebenswerter als eine lebenslange Einsamkeit. Dabei jedoch wird das freie, vertrauende Glauben an Gott immer existentieller und tiefer, aber so, daß es mehr und mehr die gesetzlich verfaßte Kirche zu negieren beginnt. Wie lange wird dieser Schwebezustand der äußeren (durchaus willentlich versuchten) Treue und der inneren (intellektuell sich rechtfertigenden) Emigration zu halten sein? Wann verlangt die Ehrlichkeit die Entscheidung, die jedoch nicht für die willentliche Übernahme des Pflichtzölibates im Gewand des Charismas ausfallen kann, da sie als anthropologisch-christliche Verkümmerng – weil das Charisma fehlt – erkannt ist? Sie kann aber auch nicht für einen Berufswechsel ausfallen, da der Priester unseres Beispiels ein Theologe von «Geblüt» ist, der seine Berufung nicht ohne erneute Verkümmerng manipulieren kann. So pendelt er zwischen

dem Leiden der Neurose und dem Leiden der Realität hin und her, wissend mit seiner theoretischen Einsicht, daß beides *heil* werden könnte und von Gottes Schöpferwillen her auch heil werden müßte.

Wer kann und darf sich solchen Erfahrungen, die alles andere als aus der Luft gegriffen sind, widersetzen? Wem jede existentielle oder theoretische (am konkreten Fall gewonnene) Einsicht fehlt, der ist einfach nicht zuständig, die Frage adäquat zu behandeln. Wie aus den bisherigen Stellungnahmen abzulesen ist, fehlt sowohl in Rom als auch bei den nationalen Bischofskonferenzen diese Erfahrung. Dieses Urteil muß zunächst wertfrei verstanden werden; in dem Augenblick aber, in dem eine Einsicht auf Grund von zweifelhaften Theorien, die sich nur zu oft als Fixierungen erweisen können, behauptet wird, erhält das Urteil eine Qualifizierung: die scheinbare Einsicht enthüllt sich als Anmaßung! Diese aber muß auf der kommenden Bischofssynode vermieden werden! Das Wie sollte klar sein, nämlich durch ehrliches Zugeben der persönlichen Überforderung, wenn es darum geht, die existentielle (anthropologisch-christliche und psychopathologische) Tragweite des Zölibatsproblems zu erkennen. Soll damit der Synode die Kompetenz zur disziplinar-praktischen Regelung der Frage überhaupt abgesprochen werden? Keineswegs, *wenn* sie sich den Sachargumenten beugt. Sachargumente aber sind vor allem: a) die «schmerzliches Erstaunen» hervorrufende Statistik der Abgänge, b) die Selbstaussagen (verbal und lebensgeschichtlich) der Betroffenen, c) die Erfahrungsaussagen der sachverständigen Priesterseelsorger, Anthropologen, Psychologen, Therapeuten und Psychiater.

Unsachlich ist die Argumentation, daß ja der Pflichtzölibat freiwillig übernommen wurde oder daß für den, der das Problem hat, immer noch ein Weg in einen anderen Beruf offen bleibt. Denn einerseits besagt die Freiwilligkeit der Übernahme nichts über die spätere Problemlage, ganz zu schweigen davon, daß sie selbst eine reflex kaum greifbare Größe sein dürfte, andererseits ist es eine Verkennung des einzelnen und seiner urpersönlichen Berufung, wenn man die gottgewollte Echtheit des Rufes von der Verbindung mit einem menschengewollten Gesetz abhängig machen will. Man kann a priori zwar so argumentieren – man kann mit Aprioris ja noch so viel mehr! –, aber in dem Moment, in dem auch nur *einer* in echt christlicher Verantwortung an sich erfährt, daß er zu Ehe und Priestertum berufen ist – vgl. das oben angeführte Beispiel –, daß aber gerade jene Zwangsverbindung seinen Ruf in diese Weltzeit hinein entscheidend hemmt oder gar zerstört, in dem Augenblick fällt das apriorische Argument in sich zusammen. Wer darf Gott vorschreiben, wie er beruft? Und wer darf bezweifeln, daß die in langem Ringen gefundene Erkenntnis vieler junger Priester echt ist, daß sie nämlich Priester sein sollen und ehelich leben? Wenn Gottes Ruf sich an die naturgegebenen, anlagebedingten Geeignetheiten eines Menschen als *homo religiosus* – und so etwas gibt es! – anschließt, dann ist auch das aufgezwungene Ausscheiden, selbst wenn es heute in «allen Ehren» ermöglicht wird, in gewisser Weise noch unmenschlich.

Der Verfasser dieses Appells weiß, was er schreibt; er weiß es so persönlich und genau, daß er aus verständlichen Gründen nicht mit seinem Namen zeichnen will. Er weiß, daß auch sein Priestertum in eine Krise geführt wird, die vor Gott und den Menschen nicht sein soll. Nichtseinsollendes aber gehört nicht dem Bereich der Sittlichkeit an, sondern deren Gegenteil. Möge die kommende Synode sich dieser ihrer Verantwortung bewußt sein, ganz zu schweigen davon, daß sie die große Chance hat, endlich einen Schlußstrich unter ein ideologisiertes Kapitel der Vergangenheit zu ziehen. Noch ist es Zeit, mit einem Rest von *theologischer Würde* das Erbe der Vergangenheit zu bereinigen, aber – ganz ohne Pathos gesprochen – es ist hierzu, angesichts der fortgeschrittenen Erkenntnislage, die letzte Stunde.

R.R.

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen

**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Jakob David, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 «Orientierung», Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 «Orientierung») – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No. 020/081.7360 – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

**Abonnementspreise:** Ganzes Jahr: Fr. 19.– / Ausland: sFr. 22.– / DM 19.– / öS 125.– / FF 28.– / bfrs. 250.– / Lire 3000.– / dän. Kr. 35.– / US \$ 5.50.

**Halbjahresabonnement:** Fr. 11.– / Ausland: sFr. 12.50 / DM 11.– / öS 70.–

**Studenten-Abonnement:** Schweiz Fr. 12.– / Ausland: sFr. 13.50 / DM 12.– / öS 73.– / Lire 1800.–

**Gönnerabonnement:** sFr. 25.–

**Einzelexemplar:** sFr./DM 1.50 / öS 9.–

**AZ**

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich